Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 1 — Bremen-Berlin, den 1. Januar — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Neujahrsgedanken. Von R. Emde. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. VIII. Von Professor Baentsch. — Geld. Von Traub. — Religion und Naturwissenschaft. Von Dr. Große. — Können unsere Gebete eine Änderung in Gottes Weltregierung herbeiführen? Von Koch. — Des Pastors Rieke. I. Von A. Urbain. — Vom Büchertisch.

Neujahrsgedanken.

Das Jahr geht aus, das Jahr fängt an. Wir schauen zurück und hoffen voraus. Ist im verflossenen Jahr auch nur ein Schrittlein weiter der herrlichen Freiheit die Gasse gebahnt, daß wir Deutsche nicht an Worte glauben müssen, sondern Gott suchen dürfen! Skeptiker und ungeduldige Idealisten schütteln den Kopf. Rom spinnt neue Feldzugspläne auf der Operationsbasis des aufgehobenen § 2 und bannt Friedhöfe, die für Ketzergebeine eine Schaufel Erde hatten. Die engherzige unprotestantische Orthodoxie in der protestantischen Kirche sucht mit lautem Geschrei den Rückzug aus ihren alten dogmatischen Stellungen zu decken und den Glauben an ihre eigene Rechtgläubigkeit zu behaupten, indem sie einen neuen Scheiterhaufen rüstet und den „Fall Fischer" konstruiert. Und selbst der griesgrämige, altersschwache Materialismus frisiert sich noch einmal von neuem auf und erhärtet durch „Lebenswunder" das Wunder, daß er wirklich noch lebt. An den Heerstraßen und an den Hecken des vergangenen Jahres wuchs noch außerdem so manches, vor dem wir das Haupt verhüllten in ehrlicher Trauer, oder das Herz entbrannte uns darüber in heiligem Zorn. So wenig ist erreicht. Sollen wir zagen und klagen und den Glauben verlieren? Dann müßten wir nicht trotz allem deinen Schritt gehört haben, starker Gott, durch die grünenden Sprossen und das raschelnde Laub des vergangenen Jahres. Dann müßten wir nicht aus allen Widerständen und Hemmnissen heraus den zögernden Gang deiner Weisheit vernehmen, die von den in die Zukunft eilenden Füßen auch nicht den kleinsten wirklich wertvollen Lebenskeim der Vergangenheit zertreten lassen will. Die uns hier mild, dort fest immer wieder in die eigene Prüfung und Vertiefung führen will. Dich aber, Allumfasser, sehen wir in den Tagen und Nächten, in dem Jauchzen und Klagen des vergangenen Jahres, im Händedruck der Freunde und in dem Drohen der Feinde, im Morgenstrahl der Wahrheit und in den Taten des Irrtums. Darum leuchtet uns auch über den Schatten, die die geschwundenen Tage über die kommenden werfen, das Auge. Und auch den Bergen und Klippen gegenüber, die noch vor uns liegen, klopft uns fröhlich das Herz. Wir hoffen ja auf dich und wir glauben an die Menschen. Du bist der ewige Vater und sie sind deine Kinder von Anbeginn; du bleibest in Kraft und Liebe, wie du warst, und sie können nicht sein ohne dich.

Es dämmert auch schon stark und wie ein Streifen Morgenrot grüßt uns auch das neue Jahr. Korn und Brot, Bier und Wein, Tanz und Spiel, Geld und Wechsel sättigen viele Menschen schon nicht mehr, die noch vor zehn Jahren in ihnen des Lebens Vollgenuß priesen. Ein neues Insichschauen, ein neues Besinnlichwerden hebt an. Auch der Rausch wissenschaftlicher Allwissenheit verfliegt und in dem Lichte, das aus dem lange mißhandelten Gemüte in die Augen dringt, wird das Leben wieder märchenhafter, birgt es wieder Rätsel und Probleme in sich. Die Sehnsucht der Menschen fängt an, ihnen nachzujagen. Was wird sie finden? Sie kann nur dich wiederfinden, du sonnige Wahrheit und du ewiges Geheimnis, du alles durchdringender Gott. Du bist es, was herausschaut aus klaren Menschengedanken, und du wiederum, was so wundersam webt und lebt in den Tiefen des Gemüts. Dir sei Dank, daß die Menschen wieder anfangen, warm zu werden, nachdem sie so lange bloß klug gewesen sind. Und wenn sich die heilige Welt des Seelenlebens wieder weitet und vertieft, darin du dich offenbarst mit dem Gebetsstammeln des Kindes und mit der alles überwindenden Treue des Männerglaubens und des Männergewissens, dann werden auch katholische Symbole und protestantische „Bekenntnisse" nichts anderes mehr sein sollen, als was sie wirklich sind, Stützen, mit deren Hülfe Menschen in das Allerheiligste eindringen, in die Kraft einer in Gott geheiligten, in Gott starken Persönlichkeit.

Der kirchliche Liberalismus ist mit beauftragt, „Rufer" auf diesen Zukunftswegen zu sein. O, daß er doch im neuen Jahre kräftiger die verschlafenen Augen auftäte und erkännte, daß er eine göttliche Mission hat und diese Mission in Kraft und Tat erfüllen muß. Bis dahin ist er in weiten Kreisen viel zu viel nur ein schwatzendes, scheltendes, verärgertes, Bier trinkendes Ding gewesen oder der kleine renommierende Enkel großer Väter. Was hilft das Schwatzen im Kampf? Die Geistesschlachten dieser Zeit werden nicht am Biertisch geschlagen und nicht im bequemen Lehnstuhl hinterm Ofen. Es gibt ein altes Studentenlied, das beginnt: „Burschen heraus!" So rufen wir: Freigesinnte Protestanten heraus! Heraus zu Werk und Tat, zum Säen und Bauen, zu Kampf und Sieg! Wir rufen's, aber geschehen wird's doch erst dann, wenn unsere Liberalen nicht mehr bloß in der Ablehnung des orthodoxen Bekenntnisgottes das Hochgefühl ihrer Tapferkeit finden, sondern des lebendigen Gottes lebendige Kraft in der eigenen Seele wieder mächtig spüren. Wenn ihres Herzens tiefstes Sehnen sich dir wieder zuwendet, Allheiliger und Alliebender, und du ihrer Sehnsucht Antwort gibst in Kraft und Frieden. Wenn aufrichtige Frömmigkeit sie drängt und zwingt, die Sache der Freiheit

aus dem Munde in die Hand zu nehmen. Wird uns das neue Jahr dem auch nur um ein kleines näher bringen? Wir sind dessen gewiß. Wir hoffen auf Gott und glauben an die Menschen. R. Emde.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Die Religion Israels auf kanaanäischem Boden.)

VIII.

Es war unter den Umständen, die wir am Schluß des vorigen Artikels geschildert haben, nur natürlich, daß die in Kanaan eingewanderten Israeliten zunächst einfach die kanaanäischen Naturkulte übernahmen und neben ihrem angestammten Gotte Jahve (der am jeweiligen Sitze der heiligen Lade und an den Stätten, an denen Erscheinungen seines Mal'akh stattgefunden hatten, Verehrung genoß) den kanaanäischen Naturgottheiten in ihren männlichen und weiblichen Formen, den Bealim, der Aschera und der Astarte die bei den Kanaannitern übliche Verehrung erzeigten. Damit war also ein Nebeneinander von Jahve- und Baals-Kult gegeben, d. h. die Israeliten waren richtige Polytheisten geworden und hatten sich damit in eine Richtung begeben, die folgerichtig zum Gegenteil von dem, was Monotheismus heißt, hätte hinführen müssen. Eine deutliche Erinnerung an diese polytheistische Periode findet sich in dem Richterbuche und zwar besonders in den elohistischen und deuteronomistischen Bestandteilen dieses Buches. Daß diese Periode hier durchgehends als eine Periode des tiefsten Verfalls geschildert wird, ist bei dem Standpunkte der betreffenden Erzähler durchaus begreiflich. Denn diese Erzähler sind fertige Monotheisten; sie erzählen ihren Zeitgenossen die alten Geschichten zur Verwarnung und zur Ermahnung und unterlassen es deshalb auch nie, die mancherlei Kämpfe, die die Israelstämme in der Richterperiode gegen die Kanaanäer im Inneren und gegen die von außen eindringenden Nomadenstämme zu führen hatten, als Strafen und Züchtigungen hinzustellen, die Jahve über sie wegen ihres Abfalles verhängt habe. Die Aufgabe des Historikers ist es dagegen, diese polytheistische Periode als eine notwendige Durchgangsperiode begreiflich zu machen.

Wäre die Jahve-Religion nun selbst nur eine Naturreligion gewesen, so hätte sie sich auf die Dauer kaum neben der kanaanäischen Baalsreligion behaupten können. Die geschichtliche Entwicklung hätte notwendig dazu führen müssen, daß Jahve dem Baal des Landes schließlich das Feld räumte oder von ihm aufgesogen wurde. Denn vom Standpunkte der Naturreligion aus waren Baal und die ihm untergeordneten Naturgottheiten die eigentlichen Herren des Landes, neben denen eine Naturgottheit aus der Wüste sich keine Stelle hätte erringen können. Aber Jahve, der sich in der Geschichte der Israelstämme, insbesondere durch die in seinem Namen und durch seine Organe (die Helden und Richter) vollzogene Unterwerfung Kanaans als mächtiger Gott erwiesen hatte, war als eine viel zu mächtige und im Grunde ihres Wesens von den Baalsgottheiten verschiedene Potenz erkannt und empfunden worden, als daß er den Bealim hätte den Platz räumen oder in den Baal des Landes einfach hätte aufgehen können. Er mußte somit nach wie vor der eigentliche Volksgott der Israelstämme bleiben. Je mehr diese Stämme nun im Lande ansässig wurden und in die Stellung des Herrenvolkes gegenüber den Kanaanitern hineinwuchsen, um so mehr mußten sie daran denken, ihren Gott allmählich vom Sinai loszulösen, ihn in das ihnen gehörige Land zu verpflanzen und ihn so auch zum eigentlichen Herren (nicht bloß des Israelvolkes, sondern auch) des Landes, d. h. zum Landesgotte zu machen. Denn „Volksgott" und „Landesgott" konnte unmöglich auf die Dauer auseinanderfallen.

Natürlich hat sich die Erhebung Jahves zum Landesgotte nicht in einem einzigen Akte vollzogen. Man wird auch hier einen längeren Prozeß anzunehmen haben, der sich in den verschiedenen Teilen des Landes mit sehr verschiedener Schnelligkeit vollzog. Zunächst hat man jedenfalls angefangen, Jahve auch an den von den Kanaannäern übernommenen Heiligtümern der alten Landesgottheiten zu verehren. Man machte ihn, wie der religionsgeschichtliche terminus lautet, zum θεὸς σύμβωμος des Baal und der Astarte, d. h. zu einem Gotte, der mit den Bealim und der Astarte sich in die Gemeinschaft eines Altars teilte. Die notwendige Folge davon war, daß er sich für das Bewußtsein seiner Verehrer auch in die den Bealim eigentümlichen Funktionen mit jenen zu teilen begann. Man fing demgemäß an, die Segnungen des Ackerbaues nicht mehr ausschließlich zu Baal, sondern auch zu Jahve in Beziehung zu setzen, ihn um Sonnenschein und Regen anzuflehen, ihm für die Ergiebigkeit der Quellen, für das Gedeihen der Saaten und das Gewächs des Weinstockes zu danken. Hatte man sich aber erst gewöhnt, in Jahve auch den Spender aller dieser Dinge zu sehen, so mußte dieser Gott bei der überwiegenden Bedeutung, die er für die Israelstämme hatte, den Baal, die Aschera und die Astarte allmählich in den Hintergrund drängen oder, besser gesagt, allmählich in sich auffsaugen. Der Volksgott Jahve wurde so allmählig zum Baal des Landes und duldete, nachdem er diese Position errungen, keine Naturgottheiten mehr als Nebenbuhler neben sich. Damit war die Gefahr, daß die Religion Israels sich in Polytheismus verlieren könne, endgültig beseitigt und das schlimmste Hindernis für die Möglichkeit einer monotheistischen Gedankenbildung aus dem Wege geräumt. So oft nun auch in späterer Zeit noch polytheistische Infektionen stattfinden, so werden doch die fremden Stoffe von nun an immer mit großer Energie aus der Jahvereligion wieder ausgestoßen. Als z. B. unter den Omriden der Kult des Melkart von Tyrus aus Gründen der Staatsraison in Nordisrael eingeführt und von da aus auch nach Juda verpflanzt wurde, war die Partei der bewußten Jahveverehrer, die im Nordreiche unter der Führung von Elias und Elisa stand, stark genug, den Kult des fremden Gottes aus dem Lande auszurotten, wenn freilich zum Teil auch mit Mitteln, die vom sittlichen Standpunkt aus, und zwar nicht nur von unserem sittlichen Standpunkte, sondern auch vom sittlichen Standpunkte der wahren Jahvereligion selbst schlechthin verwerflich waren.*) Und so oft später noch der Kult ausländischer, namentlich assyrischer Astralgottheiten aus politischen Gründen von den Königen eingeführt und sanktioniert wurde, oder so oft der Kult der alten Landesgottheiten Miene machte, wieder aufzuleben, was namentlich in Zeiten tiefster Not, in denen Jahve sein Volk verlassen zu haben schien, der Fall war, so erfolgte darauf stets aus dem Kreise der bewußten Vertreter des wahren Jahvetums eine sehr kräftige Reaktion, die mit der Überwindung und Ausstoßung der fremden Elemente endigte und jedesmal eine neue Festigung des reinen Jahvetums bedeutete. Wir können demnach sagen, daß von dem Zeitpunkte an, wo der Volksgott Jahve der Baal (d. h. wörtlich der Herr oder Eigentümer) des Landes geworden war, die polytheistische Gefahr für die Jahvereligion prinzipiell überwunden war.

Chronologisch läßt sich dieser Zeitpunkt nicht ganz sicher bestimmen. Immerhin dürfen wir annehmen, daß die allgemeine Anerkennung Jahves als des Landesgottes sich gegen Ende der Richterzeit und zu Beginn der Königszeit (also 1000 v. Chr.) durchgesetzt hatte. Beweis dafür sind die zahlreichen Baal-haltigen Namen, die innerhalb der Jahvereligion um diese Zeit auftauchen. So führt der als Richter und damit als Organ Jahves bekannte Held Gideon den Namen Jerubbaal, d. h. eigentlich „Baal streitet"

*) Vergl. das Niederschlachten der Baalspriester durch Elias, 1. Kg. 18, 30 ff., und die durch Elisa angestiftete Empörung Jehus gegen Joram von Israel, 2. Kg. 9, 10 ff. Dazu vergleiche man das Urteil des Propheten Hosea (Hos. 1, 4), der in dem Meuchelmorde, den Jehu gegen Joram verübt hat, eine himmelschreiende Sünde sieht, die strenge Sühne verlangt.

(vergl. Richter 6, 32*), 7, 1). Sauls Sohn und Nachfolger hieß Isch-baal = Mann oder Verehrer des Baal (1. Chron. 8, 33), ein Sohn Jonathans führte den Namen Meri-baal = Mann des Baal (1. Chron. 8, 34), und David soll nach der guten Nachricht in 1. Chron. 14, 7 einem seiner Söhne den Namen Beeljada' = Baal ist wissend beigelegt haben. Eine spätere Zeit, die durch diese Baal-haltigen Namen an die Zeiten des längst überwundenen Polytheismus erinnert wurde, nahm an dem theophoren Elemente Baal begreiflichen Anstoß und hat es in der Überlieferung teils durch das neutrale el = Gott ersetzt, wie in Elsada' für Beeljada' in 2. Sam. 5, 16, oder in das scheußliche boschet (beschet) = Schmach, Schande verwandelt, um damit anzudeuten, daß diese Namen einer Zeit tiefster Schmach und Schande angehören. So entstanden Namen wie Jerubbeschet = es streitet die Schande (für Jerubaal, cf. 2. Sam. 11, 21), Isch-boschet = Mann der Schande (für Isch-baal, cf. 2. Sam. 2, 8), Mephi-boschet (spätere Entstellung für Meribaal, 2. Sam. 4, 4 u. ö.) u. a.

Jena. Professor Baentsch.

*) Die Richt. 6, 32 gegebene Erklärung des Namens „Baal streitet gegen ihn", d. h. gegen Gideon, trägt einen Gedanken in den Namen hinein, der nicht darin liegt.

Geld.

Ernsthafte Plaudereien.

Eigentlich wollte ich schreiben: Christentum und Geld. Allein das Wörtlein „Christentum" ist außerordentlich vieldeutig. Wird es in dem umfassenden historischen Sinn genommen, daß es den großen Strom bedeutet, der sich durch die Geschichte hinzieht, so stünden wir vor der reizvollen, aber unendlich schweren Aufgabe, zu beschreiben, wie im Bett jenes Stroms der goldhaltige Sand mitgeführt wurde. Es fehlt uns bis heute eine gründliche Gesamtdarstellung des Verhältnisses von Geldentwicklung und Geschichte des Christentums (trotz guter einzelner Versuche, wie von Sommerlad, Felix oder Lamprecht). Beide Partien würden erhellt, wenn uns der Forscher in die Zusammenhänge gegenseitiger Beeinflussung einführen würde. Die finanzielle Wirkung der christlichen Kirche als organisiertem Geldinstitut, die Opposition der „Sekten" gegen diese Verweltlichung der Kirche, die Einwirkung des kirchlichen Besitzes auf die Gestaltung des Volksvermögens, die Entlastung der Kommune durch Übernahme sozialer Einrichtungen auf Kirchenrechnung, die Abhängigkeit der kirchlichen Bildungen von wirtschaftlichen Unterlagen (z. B. die Abhängigkeit der Ordensreformationen von der wachsenden Geldentwicklung) — das sind so einige Fragen, die in der obigen Zusammenstellung „Christentum und Geld" drin liegen. Es ist merkwürdig, daß man sich scheut, diese Zusammenhänge zum eigentlichen Gegenstand der Forschung zu machen. Freilich wird viele Scheinherrlichkeit verschwinden. Das schadet nichts, dient im Gegenteil nur der wirklichen Besinnung auf die festen, ewigen Werte innerhalb des Christentums. Daß aber jede Erscheinung des geistigen Lebens auch mit wirtschaftlichen Fragen zusammenhängt und von der gesamten Struktur des Lebens ihren eigenartigen Stempel aufgedrückt erhält, dient wesentlich zur gründlichen Erfassung geistiger Lebensart. Alle falsche Geistigkeit des geistigen Lebens verschwindet, wenn es in seiner relativen Abhängigkeit von der wirtschaftlichen Unterlage erfaßt wird. Die Gesundheit jeder geistigen, also auch religiösen Strömung, liegt in der Anerkennung, nicht in der Verachtung jener Zusammenhänge. Es wäre manches anders, wenn man in den Kirchen nicht so pleonastisch über weltlichen Sinn klagte, da ja doch dieselben Kirchen nach weltlichen d. h. kaufmännischen Grundsätzen verwaltet und erhalten werden. Auf dem Boden solcher Selbstkritik erwüchse der volkswirtschaftliche Takt in der sittlichen Beurteilung der Berufe, die vom Geldgeschäft und Geldmarkt leben.

* * *

Noch aus einem anderen Grunde vermied ich die Überschrift: Christentum und Geld. Wir stehen alle bewußt oder unbewußt unter der alten Voraussetzung, daß uns im Neuen Testament etwas Bestimmtes über Kapitalismus bezw. moderne Geldwirtschaft gesagt werden könne. Immer wieder tauchen Versuche auf, den modernen Industrialismus von dem Gesichtswinkel palästinensischer Verhältnisse aus zu beurteilen. Wir begrüßten es alle als eine befreiende Tat, als Professor Herrmann auf dem evangelisch-sozialen Kongreß nicht aus zeitgeschichtlichen Erwägungen, sondern durch grundsätzliche Nachweise das Band zerriß, das moderne Christen in dem steten Zwang erhalten wollte, urchristliche Verhältnisse zu kopieren. Und doch ist die Freiheit, die er uns geschenkt hat, schwer zu tragen. Denn die Verantwortlichkeit für die Wege, die wir gehen sollen, bedeutet keine klare Aufgabe, sondern einen Komplex von tastenden Versuchen. Die Kompliziertheit der modernen Geldwirtschaft ist eine feststellte Tatsache. Die Ethik hat schwerlich die innerliche Entwicklung durchgemacht, um in ihrer Art die Empfindung für die fein verästelten Wechselwirkungen des wirtschaftlichen Lebens verwerten zu können. Wir stehen hier ganz am Anfang einer sittlichen Entwicklung. Alle Versuche dieser Art haben etwas Unbefriedigendes, weil sie neuen Boden, oder wenigstens, da auch die Stoffe der geistigen Welt stets dieselben sind, wie die Stoffe der kreatürlichen Schöpfung, eine neue Kultur des Bodens suchen. Die Ethik wird die Gesamtentwicklung der wissenschaftlichen Forschung viel gründlicher berücksichtigen und in enger Wechselwirkung mit Geschichte, Soziologie und Psychologie des gemeinsamen Stoffs in eigentümlicher Weise Herr zu werden versuchen müssen. Simmel drückte in seiner Einleitung in die Moralwissenschaft den Wunsch aus, die Zeit möge nicht mehr fern sein, wo ein einzelnes Buch so wenig den Titel „Ethik" schlechthin führen wird, wie etwa den Titel „Physik" schlechthin. Ist auch die Ausdrucksweise anfechtbar, die Richtung, welche dieser Wunsch bezeichnet, wird die einzige sein, in welcher die Ethik ihren eigentümlichen Wert bewahren kann, ohne in den übrigen Wissenschaften unterzugehen. Was diese Situation für die „christliche Ethik" als Wissenschaft für Konsequenzen hat, ist nicht abzusehen; ob sie nur als historische Orientierung der verschiedenen Typen christlicher Moral, oder als systematischer Versuch der Ordnung christlicher Lebensgrundsätze fortdauern wird, — jedenfalls muß gerade sie auf die soziologische Forschung die allerpeinlichste Rücksicht nehmen, will sie dem Christentum seine Stellung innerhalb der Kulturwelt sichern.

* * *

Daß das Christentum von Urzeiten her eine scharfe Spitze gegen den Mammon in sich barg, ist unbestreitbar. Es hängt gar nicht davon ab, ob man Lukas für sozialer gesinnt erachtet als Matthäus; alle Versuche, die Feindschaft gegen das Geld nur auf eine Quelle oder einen Berichterstatter einzuschränken, schlagen fehl. Es ist auch undenkbar, daß die scharfe Tendenz gegen die Reichen und Großen nur aus dem Bestand der ersten christlichen Gemeinden, die nicht viele Vornehme „nach dem Fleisch" zu ihren Mitgliedern zählten, abzuleiten wäre. Wir sehen darin kein Produkt einer bloßen Gemeindestimmung. Vielmehr muß Jesus selbst bei verschiedensten Anlässen solche scharfe Worte geredet haben. Er gleicht damit jedem Volksfreund und Volksführer. Überall sind Goldes Glanz und Geldes Macht in ihrer verführerischen Kraft von denen bekämpft worden, die es mit dem dauernden Glück ihres Volks gut meinten. Die Sprüche gegen den Mammon gehören zu dem echtesten Material, wenn sie es auch nicht ertragen, in goldenen Lettern an christlichen Prunkbauten zu stehen. Wir danken es Jesus bis heute, daß er im Mammonsgeist und Mammonssinn den Volksfeind enthüllt, neben dem die andern versanken. Jedes Volk erlebt eine Zeit, in der es heißt, mit Geld kann man alles kaufen, Liebe, Ehre, Glück, Weib, Mann, Posten, Rang, Menschen, Maschinen — es ist alles eins. Wir haben's ja! Wir können's ja! Wir bezahlen! Wo man an diesem Wende-

punkt angelangt ist, daß das Bezahlen der Weisheit höchster Schluß ist, da ertönt wieder jenes stahlharte, scharfgeschliffene Wort: Niemand kann zwei Herren dienen: ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen. Denn das Geld drückt alles zu bloßen Mitteln herab. Es ist selbst nichts anderes, als eine Relation. Diese zerstörende Macht des Geldes, das eben um seiner eigenen Mittelart willen alles andere nur zu relativen Werten herabmindert, hat keiner so eindringend beschrieben, wie Simmel in seinem hochbedeutsamen, leider viel zu wenig bekannten Werk: Philosophie des Geldes. Das Geld ist die verkörperte Auflösung aller Werte in eine reine Beziehung, die an sich selbst wertlos ist. Das Geld muß charakterlos sein: denn es dient jedem. Das Geld beherrscht alles, weil es allem dient. So ist das Geld tatsächlich der eine große Konkurrent Gottes. Das Wort von: Gott oder Mammon ist keine morgenländisch-farbensatte Übertreibung. Es ist wahr. Es handelt sich hier um die Wahl zwischen relativen und absoluten, zwischen wechselnden und ewigen Werten, zwischen Charakter und Nivellement, zwischen Mensch und Ware. Daß das Christentum in allen Jahrhunderten den starken Protest gegen das Geld mitgeschleppt hat, ist im Interesse der Kultur eine Großtat und ein Verdienst, das nun einmal nicht mit Gold aufgewogen werden kann. Hier erwacht der Sinn für die Herrschaft über das Geld, für die Möglichkeit, das Mittel wirklich nur als Mittel zu gebrauchen, weil man höhere Zwecke, größere Ziele kennt.

* * *

Außerordentlich interessant sind die neuesten Gedankengänge des Heidelberger Professor Weber. Er geht der Tatsache nach, daß der Kapitalismus ein ziemlich enges Verwandtschaftsverhältnis zum Protestantismus hat. Schon Sombart, und er nicht als der erste, hat darauf aufmerksam gemacht. Man wußte um die Tatsache mehr in negativer Form. Dem Katholizismus sagte man nach, daß er die großen Unternehmungen scheue. Er fühle sich wohler in den Regionen des Mittelstandes. Die wohlhabenden Viertel unserer rheinischen Industriezentren schienem dem Recht zu geben und manche Statistk (z. B. aus Baden) unterstützte dieselben Gedanken. Aber merkwürdig bleibt die Dialektik der Geschichte, daß gerade der strenge reformierte Typus der reformatorischen Frömmigkeit dem kapitalistischen Handelsinteresse am meisten entgegengekommen ist. Es sind geradezu Windungen desselben Gedankens, die zu scheinbar entgegengesetzten Resultaten führen. Der, der sich des ewigen Heils sicher ist, wird auf Erden nicht von den Wechselfällen des Verkehrs erschüttert. Er versieht seinen Beruf als zeitlich, freilich nur als zeitlich mit desto größerer Treue. Er kann darin stark bleiben, weil er darin nicht untergeht, und weil sein Gewissen nicht, wie das katholische, zerrissen wird zwischen dem mönchischen und bürgerlichen Lebensideal. Die Frömmigkeit führt zum Wohlstand und sie erhält ihn. Der starren lebensungewohnten und genußentfremdeten Frömmigkeit jener Schichten widerstrebt es, den Reichtum zu vergeuden. Er bleibt bei einander. Dazu stellt er ähnliche bedürfnislose, gehorsame Arbeiter in den Betrieb, so daß sich auch die Geschäftsausgaben verringern. Die geringe Schätzung der Kulturgüter treibt so zum entgegengesetzten Effekt: der Anhäufung von Gütern in Masse. Die Frömmigkeit rentiert sich im wirklichen Sinne des Wortes. Das verachtete Geld stellt sich bereitwillig zum Dienste ein. Es versucht seine Herren.

Dort, wo ihm die Versuchung gelingt, erleben wir freilich das widerlichste Schauspiel. Wo Frömmigkeit mit einem Auge nach Gott und mit dem anderen nach dem Mammon schielt, begegnen wir den ungesundesten Existenzen. Es ist nicht selten, daß die „Frömmigkeit" ein sehr feines Verständnis für Größe von Kapitalien zeigt. Allein — sehen wir von diesen häßlichen Dingen ab: interessant bleiben jene Zusammenhänge wirklich frommer Berufstreue und wachsenden Kapitalismus. Die alte reformierte Frömmigkeit speziell erscheint im Licht eines geschichtlichen Kulturfaktors.

Dortmund. Traub.

Religion und Naturwissenschaft.

Unter diesem Titel hat Kurd Laßwitz in seiner Heimatstadt Gotha auf Veranlassung der dortigen städtischen Kirchengemeinden einen Vortrag gehalten, der jetzt durch den Buchhandel (Leipzig, B. Ellischer Nachfolger) weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Der Zweck desselben ist, die durch Haeckel, Ladenburg und andere Vertreter des sogenannten Monismus und Materialismus immer von neuem wieder in weiteren Kreisen erregten Bedenken zu zerstreuen, ob sich das religiöse Gefühl mit den Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung wirklich vereinigen lasse. Kaum war jemand für diese Aufgabe mehr berufen als Kurd Laßwitz, der durch seinen Beruf immer in Fühlung geblieben ist mit der lernenden und für die idealen Lebenswerte zugänglichen Jugend, andererseits aber durch seine auch von Fachphilosophen anerkannte schriftstellerische Tätigkeit auf dem Gebiete der Popularphilosophie sich ein Recht darauf erworben hat, von den gebildeten Kreisen wohl beachtet zu werden. Durch eine preisgekrönte Schrift über die Kantschen Anschauungsformen, durch die er eine scharfe Waffe gegen den Materialismus schmiedete, durch die Herausgabe der Fechnerschen Schriften, die gerade jetzt wieder mehr beachtet werden, ferner durch eine „Geschichte der Atomistik" und eine Sammlung philosophischer Essays unter dem Titel „Wirklichkeiten" hat sich Laßwitz eine Stellung erobert, von der aus er bei aller Anerkennung der fachwissenschaftlichen Verdienste eines Haeckel und Ladenburg imstande ist, sie und ihren Anhang in diejenigen Grenzen zurück zu verweisen, innerhalb deren sie nur nützen, aber keine Verwirrung anrichten und Schaden stiften können. Wer wie Haeckel Welträtsel lösen oder wie Ladenburg die alten Formen zerstören will, die sich das religiöse Bedürfnis der Menschen geschaffen hat, muß vor allem wissen, wie sichere Erkenntnis zustande kommt und wodurch ihr ein für alle Mal Grenzen gesetzt sind. Daß Laßwitz neuerdings auch naturwissenschaftliche Romane und Märchen geschrieben hat („Seifenblasen", „Zwischen zwei Welten", „Nie und Nimmer"), darauf sei hier nur beiläufig hingewiesen mit dem Bemerken, daß wir diesen bisher wenig beachteten Versuchen hohen Wert beimessen. Denn die mächtig nach weiterer Kulturgeltung strebende Naturforschung wird nur dann einen Platz neben der durch die Tradition und den Staat begünstigten humanistisch-literarischen Bildung behaupten, wenn es ihr gelingt, innerhalb der heutigen Kulturwerte einen besonderen neuen und eigenartigen Idealismus auszubilden. Das wird sie aber nur dann können, wenn sie, wie Bölsche Wille, Hart und Pastor es bereits mit einigem Erfolg ebenfalls versucht haben, die besten Formen literarischer Kunst benutzt und mit ihrem besonderen Inhalt erfüllt.

Der Fehler der Monisten und Materialisten beruht in erster Linie darin, daß, weil Raum und Zeit unsere Anschauungsformen sind und die Natur und ihre Geschichte mithin nur in Raum und Zeit wahrnehmbar sind, von ihnen diese so gewonnene Wirklichkeit für die einzig mögliche gehalten wird. Nun lehrt ein tieferes Eindringen, daß es noch andere Wirklichkeiten gibt, die dasselbe Recht auf Beachtung haben. In erster Linie sind es unsere Gefühle von Lust und Unlust, ist es die ganze Skala der Werte, die uns bei voller naturgesetzlicher Bedingtheit grundsätzliche Freiheit im weiten Gebiete der Sittlichkeit verbürgen. Unsere Persönlichkeit ist zwar ein Teil der Natur und ihren Gesetzen unterworfen, und die sittlichen Auffassungen entwickeln sich historisch in Raum und Zeit bedingt: wir gehen aber nicht restlos in der Natur auf, weil wir in der Vernunft eine Mitgift bekommen haben, die uns heraushebt und zu Herren der Welt macht. Wir haben das Recht auf Subjektivität und Anthropomorphismus durch die bloße Tatsache des Vorhandenseins von Wertgefühlen und Stimmungen. Wie nach moderner Auffassung jedes materielle Teilchen mit einem unmateriellen elktrischen Teilchen wesentlich verbunden ist, so wird jede Wahrnehmung und Empfindung, die durch äußere Reize in unser Ich eingeht, mit einem persönlich-subjektiven Gefühls-

ton verbunden. So geht die neue Erfahrung in den Strom des inneren Erlebens ein. Dieser Strom macht dann die Persönlichkeit mit ihren höheren seelischen Funktionen aus. Die Entwickelung des Menschen, des Einzelnen wie der Gesamtheit, besteht darin, daß wir uns immer weniger als bedingte Naturprodukte, immer mehr als unvergängliche, von Zeit und Raum unabhängige Persönlichkeiten, als Kinder Gottes fühlen. Wenn es einen Monismus, eine einheitliche Auffassung des Weltganzen und des Weltablaufes gibt, so ist es die Einheit von Natur und Sittlichkeit im Individuum. Und wenn die Wissenschaft bei ihrem Streben nach objektiver Wahrheit sich immer bemühen muß, dasjenige auszusondern und systematisch zu verarbeiten, was der Erfahrung und Erkenntnis durch empirische Beobachtung und Sammlung oder Ordnung der Tatsachen zugänglich ist, so haben wir das weite Gebiet der Kunst und Religion, um jener dem Bedürfnisse unseres Gemütes entsprechenden Einheit, jener Gotteskindschaft, immer mehr bewußt zu werden. Eine mechanische Weltanschauung wird eine befriedigende Einheit nie hervorbringen, sie wird uns, je mehr wir uns der Endlichkeit und Begrenztheit unserer Erfahrung bewußt werden, um so armseliger und unbefriedigender erscheinen. Sie kann ja auch heute als überwunden gelten und es besteht bei der geringen philosophischen Bildung, die infolge ihrer fast völligen Vernachlässigung auf den höheren Schulen in den führenden Ständen vorhanden ist, heute nur die Gefahr, daß das Pendel zu weit nach der andern Seite schwingt, daß also eine übertriebene Mystik uns in Fesseln schlägt. Ganz ohne Mystik und Symbolik wird eine Weltanschauung nie sein, weil unsere Sprache voll davon ist und weil die Analogie, der mächtigste Hebel der Forschung, nicht ohne mystisches Beiwerk ist. „Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen." „Eine neue Erfahrung in dem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnaeus, heißen mir eben das, was eine Antike, in Herkulanum ausgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen." So mystisch schrieb einst unser Schiller und die deutsche Poesie ist voll von mystischen Anklängen. Religiöse Kultgenossenschaften vollends werden das Mystische nie entbehren können. Mag die Mystik oft ein Hindernis für die unbefangene Forschung gewesen sein, den größten Forschern gerade — ich erinnere an Paskal und Newton — war sie Trost in trüben Stunden, gab sie neuen frischen Mut zum Weiterforschen. Und selbst ein Swedenborg, der in den kleinsten Teilen einen Widerschein und eine Wiederholung des Ganzen sah, kann uns lehren, daß die räumlichen Begriffe „groß" und „klein" für die Welt der Werte keine gegensätzliche Bedeutung haben. Die kleinste Zelle ist ein Mikrokosmus und vor dem innerm Sinn, der den Raumbegriff beherrscht, ist die ganze Welt unserer sinnlichen Wahrnehmung ein Atom gegenüber dem unendlichen All, dessen Vorstellung er sich geschaffen hat.

Die Vernunft hat die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit geschaffen. Diese haben mit räumlich-zeitlichen Erscheinungen an und für sich nichts zu tun. Sie regulieren aber unsere Weltanschauung und wirken in der Welt der Werte und demnach in allen Willensäußerungen. Unser Ich, als eigenstes Besitztum und unenthüllbares Geheimnis, ist unvergänglich, weil es weder ein Körper ist, der im Raum lebt, noch eine Seele, die in der Zeit empfindet, sondern das, was so lebt und empfindet, daß das Erlebte und Empfundene im Raum und in der Zeit ist. Unter der Idee von Freiheit und Unsterblichkeit leben, heißt unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit, Vollkommenheit und Unvergänglichkeit leben. Und da wir uns nach dem Schema der Kausalität einen Grund denken müssen, der Anschauen und Denken, Vernunft und Natur, Fühlen und Wollen in höchster Vollendung umfaßt, so finden wir in uns die Vorstellung eines Gottes. Nicht durch das, was er tut oder getan hat wirkt Gott, sondern durch seine lebendige Beziehung zum Weltganzen. Keine Naturforschung kann diese Ideen und Forderungen der Vernunft leugnen oder beseitigen, — sie kann aber den Gesetzen nachspüren, unter denen sie im Handeln, Fühlen und Denken wirksam sind.

Dr. Große.

Können unsere Gebete eine Änderung in Gottes Weltregierung herbeiführen?

Den Anlaß zu dieser schon öfter erörterten Frage gibt uns heute ein kürzlich erschienenes Buch: „Ungehaltene Predigten eines Altmodischen", von Nathanael Jünger. Er beschäftigt sich im fünften Abschnitte, betitelt „Schwärmerei?", eingehend mit dieser Frage und beantwortet sie mit einem entschiedenen Ja. Das kann bei einem Altgläubigen natürlich nicht überraschen, aber erstaunt waren wir doch, als wir sahen, bis zu welchem Extrem der Verfasser, der es sonst nicht einmal liebt, die Dinge auf die Spitze zu treiben, sich hier versteigt. Der Leser möge selbst urteilen: Z. B. lesen wir (S. 144): „Du wirst es immer neu erleben, daß das Gebet selbst Gottes Herz bezwingt und der Erhabene in der Höhe, ob du betend auch gelegen hast zu seinen Füßen, dir gern den Kranz als Sieger reicht", oder (S. 169): „Die Gottesmänner haben es erfahren, daß das Gebet eine Wundermacht ist, die der lebendige, erbarmende Gott in der Höhe den Menschen in die Hand gegeben, daß sie teilhaben am Regimente seiner Allmacht." Ich glaube, man muß es dem Verfasser lassen, er scheut keine Konsequenzen. Aber liegt diese Menschenvergötterung — das ist es tatsächlich — nicht auf derselben Linie, wie die oft auch von orthodoxer Seite verurteilte, katholische Priestervergötterung, die den Priester für mächtiger erklärt als Gott, weil er die zweite Person der Gottheit in die Elemente des Meßopfers sich täglich neu zu verwandeln zwingt? Gerade solche Worte, meine ich, müßten doch auch dem blödesten Auge zur Evidenz die Unmöglichkeit der Annahme erweisen, daß unsere Gebete Gott bestimmen könnten, seine Weltregierung nach unserem Wunsche zu ändern. Darum, sollte man auch von orthodoxer Seite wegen unserer Leugnung solcher Gebetserhörung ob unseres „Unglaubens" schelten, so müßten wir das zwar mit Bedauern zur Kenntnis nehmen, aber in unserer Überzeugung könnte uns das in keiner Weise irre machen.

Aber haben denn unsere Gegner nicht wirklich zwingende Gründe für ihre Ansicht? Man kann von ihnen oft folgende Ausführung hören: Gott habe von vornherein unsere Gebete mit in den Plan seiner göttlichen Weltregierung aufgenommen, insofern, als er sich die Freiheit gelassen habe, so oder so zu handeln, um eventuell unsere Gebete zu erfüllen Das ist nur eine unbeweisbare Hypothese, die zudem auch gar keinen Grund in der Bibel hat; wenn keine anderen Beweise vorhanden wären, es lohnte sich nicht, weiter auf die Sache einzugehen. Darum führen die Gegner einen andern Grund ins Feld und meinen, damit ihren Haupttrumpf auszuspielen: Wenn man nicht annehmen würde, die Gebete hätten bestimmenden Einfluß auf Gott, dann nehme man dem Menschen überhaupt den Antrieb zum Gebet. Das Bedürfnis des Menschen postuliere also diese Anschauung.

Ist das wahr? Es wird sich kaum bestreiten lassen, daß, wenn unsere Ansicht allgemein in die Christenheit eindringt — vorläufig hat es damit freilich noch gute Weile — wohl weniger gebetet werden wird. Aber wir möchten erwidern, daß das kein so großer Schade ist. Wenn wir die Christengemeinden heutiger Zeit mit offenen Augen betrachten, wir müssen zugeben: Viel wird in unserm evangelischen Volke so wie so nicht mehr gebetet. Und die meisten der Gebete, durch die Erziehung anerzogen, durch das Herkommen geheiligt, fallen dabei unter das Verdikt des Herrn (Matt. 6, 7): Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; sind also eine Entweihung des Gebets (vergl. auch

die Ausführungen über das Tischgebet in Nr. 46 des Protestantenblattes). Wenn solche Gebete verschwinden würden, wäre das wirklich ein so großer Nachteil? Gewiß, der Kulturhistoriker Riehl hat recht, wenn er einmal darauf hinweist, daß mit dem Hinfallen einer Sitte auch ein Stück wirklichen Lebens zu grunde ginge. Für viele Christen ist ja tatsächlich das Gebet (Tischgebet oder Morgen- und Abendgebet) der einzige Augenblick, wo die Ewigkeitswelt in ihr Leben eingreift, — wenn es eben nicht schon leere Form geworden ist. Und wir möchten auch nicht radikal dem Vorschlage das Wort reden, solche Gebetssitten zu bekämpfen. Es gilt auch hier: Verdirb es nicht, es liegt ein Segen darin! Aber wir möchten zu bedenken geben: Eine Sitte, die keinen rechten Inhalt mehr besitzt, stirbt ganz von selbst ab. Wenn daher das Gebet unter den Christen immer mehr verschwindet, so sind wir bösen Liberalen schließlich daran schuldlos. Es ist verkehrt, anzunehmen, daß das Gebet einer wirklichen Gemeinschaft mit Gott vorangehen könne. Erst das Bedürfnis des Herzens, das seinen Heiland in Jesu Christo gefunden und durch ihn mit seinem Gott in ein persönliches Verhältnis getreten ist, treibt zum Gebet. Ohne solche Herzensbeziehung ist das Gebet religiös wertlos und auch als Sitte nicht haltbar.

Dazu entspricht es auch gar nicht der Wahrheit, daß unsere Anschauung den Christen vom Beten zurückhalte. Im Gegenteil, auch wir können das aus dem Bedürfnis des Herzens geborene Gebet einen Gradmesser des christlichen Lebens nennen. Das ist selbstverständlich nicht so gemeint, daß man es äußerlich wahrnehmen müsse, sondern so, daß jeder daran sein religiöses Leben selbst prüfen kann. Das Gebet erhält nämlich hier eine ganz andere Zweckbestimmung. Unser Ziel beim Beten kann nicht mehr sein, über einen vermeintlich noch unentschlossenen Gott, der erst durch des Menschen Gebet gezwungen werden muß, das Beste seiner Menschen zu fügen, obzusiegen, sondern im Gebet sollen wir uns erkämpfen: Ergebung in Gottes Willen, Überwindung der menschlichen Selbstsucht, die sich nicht hineinfinden will in Gottes gute Wege. Da dies nicht durch Menschen Macht zu erreichen ist, sondern im letzten Grunde durch Gottes Gnade uns geschenkt wird, so können auch wir — freilich nur in diesem Sinne! — von einer Gebetserhörung reden. Und diese ganze Auffassung, meine ich, stimmt mit dem Ideal des Gebets im Neuen Testament recht gut zusammen.

Davon noch einige Worte! Bei Johannes in den Abschiedsreden des Herrn finden wir wiederholt die Formel: beten im Namen Jesu, die wohl aus der Urgemeinde stammt. Die ist sicher nicht so zu verstehen, wie die orthodoxe Ansicht erklärt: bitten, daß Gott um Christi willen und um des durch ihn, durch sein Leben, Leiden und Sterben gestifteten Opfers willen uns erhören möge, sondern — hier stimme ich mit Nathanael Jünger überein — sie ist so zu übersetzen: so beten, daß es auch Jesus selber beten könnte, daß er es mit seinem Namen decken könnte. Und was war der hervorstechendste Charakterzug an den Gebeten Jesu? Sicherlich der, daß er sich ganz in Gottes Willen ergab, daß er stets nur um das bat, wovon er fest überzeugt war, daß es mit Gottes Willen übereinstimmte. Daß das Jesu Weise war, bezeugt das Vaterunser mit seiner dritten Bitte, das er als ein Muster eines Gebets seine Jünger lehrte, und vor allem, besonders da wir uns hier auf fast allgemein anerkanntem historischem Boden befinden, sein Gebetskampf in Gethsemane, der ein gewaltiges Ringen und Kämpfen war und gipfelte in der Bitte: Dein Wille geschehe! Daß solch Gebet noch heute das Ideal für uns bleiben muß, wird auch von den Altgläubigen durchaus anerkannt. Aber sehen denn unsere Gegner nicht, daß sie sich damit der von uns verfochtenen Anschauuug sehr nähern? Solch Gebet verlangt es tatsächlich gar nicht mehr, daß Gott dem Menschen zu willen sei, und denkt noch viel weniger daran, Gott zwingen zu wollen, sondern überläßt Gott allein die Lenkung und Leitung der Geschicke. Ist das nun wirklich ein so großer Unterschied von uns — hier ist er im letzten Grunde rein theoretisch — die wir sagen: Gottes Willen ist unwandelbar; darum ist es deine Sache, du Christenmensch, dich im Gebet dazu hindurchzuringen, daß du dich in deines Gottes Willen fügst? Solche Anschauung ist aber sicher kein Entwerten oder gar Unnötig-Machen des Gebets. Im Gegenteil, so angesehen, haben wir es alle so nötig, wie das liebe, tägliche Brot.

Und noch eins spricht durchaus für unsere Auffassung. Die Meinung, daß die Gebete eine Änderung in Gottes Willen herbeiführen könnten, bringt uns auf eine sonderbare, wenn nicht direkt unwürdige Gottesidee. Nach christlicher Weltanschauung lenkt Gott der Menschen Geschick, der Gerechten und Ungerechten, nach den unwandelbaren Gesetzen seines Wesens. Hier soll nun Gott verschiedene Wege haben, in seinem Willen wankend gemacht werden können. Nur weil die Menschen beten, gibt er ihnen Gutes, sonst ist es fraglich, ob er es täte, und er gibt außerdem das, was die Menschen gerade wollen, die zudem doch nicht unfehlbar sind und oft nicht wissen, was ihnen frommt. Widerspricht eine solche Vorstellung von Gott nicht auch der biblischen Anschauung? Und man kommt zu noch schlimmeren Dingen. Wenn man nun verkehrt bittet und nicht abläßt davon, so läßt sich Gott schließlich auch zwingen, aber er straft dann durch die Erfüllung der Bitte. Bekannt und immer wieder gehört ist ja jenes Beispiel, da eine Mutter für ihr krankes Kindlein betet und nicht abläßt, bis Gott ihr Gewährung schenkt, das Kind aber zur Strafe geisteskrank werden läßt. Muß man vor solchen Konsequenzen nicht erschrecken? Wozu macht man da Gott? Ist das vereinbar mit der neutestamentlichen Erklärung, daß Gott die Liebe ist? Nein, nein, unsere Bitten werden nimmermehr Gottes Wege wandeln. Unser Gebet geschieht nicht um Gottes willen, als ob wir ihn erst bezwingen müßten, sondern es liegt in unserem Interesse, es soll ein einigendes Band mit Gott sein, das uns weiter führen soll im religiös-sittlichen Leben.

Eine Analogie für diese Ansicht vom Gebet bietet sich dar in der Versöhnungslehre, wenn man sie im Sinne des Paulus festhalten will. Nicht um Gottes willen war die Versöhnung nötig, als ob Christus den Zorn Gottes mit seinem Leiden und Sterben versöhnt habe (so nach Anselm von Canterbury die orthodoxe Lehre), sondern um des Menschen willen. Durch Christus und sein Werk wird dem Menschen die Furcht und das trennende Gefühl, das ihn von dem allmächtigen Gott zurückhält, genommen, daß er es wagt, sich ihm zu nahen. So hat Gott auch um des Menschen willen und nicht um seinetwillen uns das Gebet gegeben, als ein Hülfsmittel zum Fortschreiten auf der Bahn zu ihm hin, damit wir lernen, darin unsere Selbstsucht zu überwinden und in seinen Willen uns ganz zu ergeben. In diesem Sinne können wir auch mit der alten evangelischen Dogmatik das Gebet ein Gnadenmittel nennen.

Warchau. Koch.

Des Pastors Rieke.

I.

1. Ein Pastor.

Er war kein Pastorsohn, auch kein Lehrersohn. Ausnahmsweise kam Hans Dahl, der spätere Pastor, aus einer alten reichen Kaufmannsfamilie, die bei einer kleinen Stadt im nördlichen Schleswig an der Ostsee durch viele Geschlechter bis zur Stunde ansässig ist. Der alte Dahl ist also ein angesehener Mann in der Gegend und hatte schon öfter bei offiziellen Gelegenheiten in der kleinen Seestadt zu repräsentieren. Dann nahm er auch die Kinder mit hinein, die sonst draußen auf dem Familiengut nach der Tradition des dortigen Wohlstandes erzogen wurden. Seine erste Frau mag gut fünfundzwanzig Jahre tot sein. Manche hielten diese Ehe für eine Mesalliance und meinten im Stillen, der Dahl hätte das Glück gehabt, den früheren Irrtum durch baldige Wiederverheiratung mit einem ebenbürtigen Mädchen auszugleichen. Obwohl wir dergleichen aus dem Munde

seiner Tochter Dagmar — die war aus zweiter Ehe — hörten, möchten wir es doch nicht für die Wahrheit halten, sondern für eitles Geschwätz eines standesbewußten Weibes. Der alte Dahl hat sicher niemals das Andenken der ersten Gattin verunglimpft, vollends nicht unter seinen Kindern. Er liebte ihren und seinen Sohn Hans, der Pastor geworden ist. Und das mußte er ja, denn er sah ihn zwischen den beiden anderen Kindern, Dagmar und Svend, als deren Freund und Bruder heranwachsen: still und ernst und gut. Sie waren ihm alle gut da draußen, wo sonst keine Kameraden waren. Die Geschwister unterstanden dem Hauslehrer und dieser gehorchte den Gesetzen der Tradition. Man kannte es nicht anders und die Stadt kannte es auch nicht anders, und beide Teile waren zufrieden. Zu einem standesgemäßen Verkehr mit dem Hause Dahl reichten in der Gegend nur zwei, höchstens drei Familien hin.

Als die Entscheidung für einen Beruf beraten wurde, kam Hans mit sonderbaren Ideen hervor, zum Verdruß der Seinen. Er war in Kopenhagen gewesen, in einer Kirche. Die Kirche und der Kanzelredner hatten es ihm angetan. Er fand es „so schön, wenn an einem blauen Sonntag die Glocken über die weite Stadt hinläuteten, wenn dann die Menge in der schattigen Kirche harrte und von der Kanzel begeisterte Worte über sie hinflogen". Auch der Abstand schien ihm dabei gewahrt. Als Student sah er immer nur dieses Bild und sah sich nie in anderen Verhältnissen, als in denen jenes Kopenhagener Kanzelredners. Immer, wenn er sich auf der Kanzel sah, war es blauer Sonntag, immer hallten die Glocken über die festliche Stadt und immer sang seine Predigt von der Allmacht Gottes und der Größe der weiten Welt. Darum drängte es ihn, Pastor zu werden. Es durchzusetzen kostete lange Familienkämpfe. Schließlich willigte die Familie ein.

Hans wurde Pastor und bekam die Stelle in der Heimatstadt, die er nun endlich kennen lernte. Es war leider doch nicht eine große Stadt und eine prachtvolle Kirche, sondern ein trauriges Heidedorf. Diese Wirklichkeit war so ganz erschreckend anders, als er sich gedacht hatte. Zwar hatte er zwischendurch auch von einem stillen Gelehrtenleben auf dem Dorf geträumt, er wollte sich mit den Griechen beschäftigen, — aber auch das war unmöglich. Er stand nicht in einer Kirche, er stand in einer alten, dumpfen Baracke, in der es nach Moder roch. Die Kanzel war alt und wurmstichig. Und dann die Menschen! Da saßen abgearbeitete, gramgeduckte Bauern mit stumpfen Zügen und einem entsetzlich teilnahmslosen Blick. Nein, das war kein Sonntag! Das war grauester Werkeltag und seine Predigt klang wie schneidender Hohn. Wie zu einer fremden Erscheinung starrten sie zu ihm hinauf. Während er sprach, während die Wände ihm seine Worte zurückbrachten, schrie es in ihm: Das ist ja alles Lüge, du verhöhnst die armen Wesen, die dort unten kauern. Du empfindest nichts mehr von dem, was du sagst. Du bist ein ganz gewöhnlicher Lügner.

Da befiel ihn eine brennende Sehnsucht nach Hause, nach Dagmar und Svend, nach allem, was er verlassen hatte. Das fraß in ihm wie eine Krankheit. Sein alter Amtskollege, der immer so ein fettes Glänzen im Gesicht hatte, war ihm zuwider. Dessen schwarzer Rock, der nie ganz sauber war, war ihm unappetitlich. Auf seinem Vorhemd hatte er Kaffeeflecke und Spuren von Schnupftabak. Wohin Hans Dahl sah, wurde er verletzt. Nächte lang grübelte er in seinem Zimmer, was er in all der Dürftigkeit eigentlich sollte. In den dumpfigen Behausungen der Leute konnte er nicht atmen. Ihre Mahlzeiten flößten ihm Ekel ein, wenn er sie sah, wie sie mit den fünf Fingern in die Schüssel langten und dabei so scheu und finster waren, als lebten sie noch immer unter dem harten Willen des Schloßherrn. Das alles erregte ihm Grauen. Er fand keine anderen Worte, als wie zu geistig zurückgebliebenen Wesen.

Mit Qual der Seele schleppte sich Hans so Monate hindurch. Eines Tages begann er die Situation zu begreifen. Endlich stand er zum ersten Mal dem Leben gegenüber, um dessen ungeheure Tiefe er bis dahin mit dem feinsten Raffinement der Kultur betrogen war. Jetzt sah er zum ersten Mal die Welt und sich selber; mit Staunen sah er, was den andern zum Alltag geworden war. Mit neuen Augen trat er in die Gemeinde und erlebte ein unerhörtes Glück, als er zum ersten Male einen Kuhhirten für sich gewann. Schritt für Schritt lernte er die Sprache der Leute, wie eine ganz fremde; er mußte mit ihnen fühlen lernen; dreimal täglich mußte er sich selbst verleugnen. Schließlich glückte es. Es wurde ihm ein Glück, so groß und tief wie das Leben selber. Er fand einen Beruf, ein ganzes Leben; er fand Frieden und wurde Pastor draußen auf der Heide. Er lebte mit den Leuten. Er wurde Guttempler. Hans gründete den Verein, er gab Geld her, mietete ein Lokal, speiste die Versammlungen mit Vorträgen und machte den Menschen eine Weihnachtsbescherung. Alle, — die kleinen Leute alle hängen an ihm. Selbstverständlich, so etwas haben sie nie gekannt. Allen ist ein neues Leben aufgegangen. Sie haben einen Pastor, einen aus vornehmer Familie dazu, der jeden als Menschen behandelt, als einen richtigen Menschen. Der hat eine ungewöhnliche Auffassung seines Berufes. So denken die Leute und wissen nicht, daß sein Handeln aus Glauben stammt.

Hans Dahl war zwar von Jugend auf religiös. Im Heidedorf aber bekam er einen neuen Glauben, einen praktischen Glauben. Der stieg ihm aus Quellen auf, die das natürliche Weltkind nicht kennt, von denen seine Familie nichts ahnte. Vielleicht hatte seine Mutter solchen Glauben gehabt. Svend fühlt auch wohl ein wenig davon. Hans lernte glauben an die unwiderstehliche Macht des Guten. Kraft dieses Glaubens konnte er mit offenem Herzen unter die Menschen gehen und mußte offene Herzen finden. Es wurde ihm täglich deutlicher: Der Himmel kann sich öffnen, wenn man nur glaubt. Er fühlt sich schon wie ein Sonntagskind des lieben Gottes: „. . . und ich finde Glauben! Wohin ich komme — leuchtende Augen! Und ich will überall hin! Ich will die Schranken niederreißen und Vertrauen bringen. Meine weiße Fahne soll von allen Zinnen wehen! Sehen Sie — das will ich!"

2. Ein Berliner Mädchen.

Während Hans Dahl so aus dem väterlichen Hause durch die Studienzeit in die Pastorei und in seine Glückstage geführt wurde, nahm von Berlin aus ein anderer Mensch seinen Weg. Zu dem sprach eines Tages sein Vater: „Du, Mädel, bist hübsch und kannst dein Glück machen. Werde Kellnerin, ..." Die Rieke wollte ihr Glück machen, denn sie war gesund und fix und naiv. Sie wollte einen Mann finden, mit ihm das Leben zu genießen, anders als in der elend schmutzigen Wohnung der Eltern. So trug sie ihre Jugendblüte aus Berlin N. nach dem Zentrum, in ein „anständiges Lokal". Dort genoß sie das Leben und hoffte. Jünglinge kamen und Männer, warben um Rieke und gingen. Andere traten herzu, belogen und betrogen sie und gingen . . . So ging es, ich weiß nicht wie lange. Schon stand sie mit beiden Füßen im Sumpf. Da durchschauten ihre Augen die „Freunde"; und ihr Herz schrie ihnen nach: „Ihr feigen Gesellen, gemeines Volk in Rock und Seidenhut, ihr Lumpen mit Titel und Orden, . . ." und: „Der Vater hätte klüger sein sollen". Aber der Schurke hatte es anders berechnet. Und da er sich verrechnet hatte, warf er sie auf das Pflaster, sie und ihr Kind.

In dieser Stunde wurde Rieke gerettet. Sie wurde klug. Sie verzichtete auf Vater und Mutter (die auf dem Kirchhof lag), auf Freunde und Glück, auf Glanz und Berlin. Sie kannte die Welt und beschloß die Welt zu beherrschen in ehrlichem Dienst. Der Glaube an die Menschen war ihr genommen, aber sie war noch immer jung und stark, gesund und fix, und mehr: klug. Mit diesen Kräften wollte sie leben. Lebenslust war ihr Element. Alles in ihr lebte.

Und nun war sie ein bewußter Mensch. So wurde sie Magd in der kleinen Seestadt in Schleswig und gelegentlich Köchin bei Hans Dahl, der zum Heiraten bisher weder Zeit noch Lust bekommen hatte.

Nun denke man sich dies Berliner Kind in der Pastorei auf dem Heidedorf. Ja, wer kennt denn die Berliner? Die urwüchsigen, wenigen Leute an der Spree, welche in der Masse der Zugewanderten untergehen. Die Fremden dürfen wohl die „Berliner" meiden, hassen, aber sollten sich auch freuen an dem echten Kinde von Altberlin, an seinem Witz und Humor, der Zungenfertigkeit und Unverwüstlichkeit. In Rieke lebt ihre Berliner Mutter fort; die hat ihr beim Tode nichts vermacht als — den Mund, „das lose Maul". So schien es. Aber in dieser Beredsamkeit offenbart sich eine Fülle goldigen Wesens, Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, Sinnlichkeit und Anstand, Abscheu gegen Schleicher und Phrasenhelden, Haß auf Faulheit, Schlaffheit, Gemeinheit. Rieke hat helle Augen und Courage, Verachtung für ihre Betrüger und gleich wieder Mitleid; eben erst ein Himmeldonnerwetter, und hinterher die Philosophie: „so sind die Menschen nun mal, laß sie, sie können nicht dafür." So is det Leben un so wird et verbraucht — basta! —

Dies prächtige Weib also im Pfarrhaus da oben! In jener Gemeinde, die wir kennen lernten, unter jenen Bauern, kleinen Handwerkern, Arbeitern und den paar Honoratioren, Für Hans Dahl wurde sie Magd, Köchin, Wirtin, Empfangsdame. Und er wurde für sie der erste anständige, groß denkende Mann, den sie im Leben kennen lernte. Mit Staunen sah sie diesen Pastor, der etwas glaubte und danach lebte. So etwas hatte sie noch nicht gesehen, wie diesen Mann, der morgens früh ans Meer ging und in die aufgehende Sonne sah und dann zu den Kranken ging, zu einem wie zu dem anderen. Der liebte ja die Leute wirklich und ging auf in ihnen. Das stand ihr nach einigen Monaten fest. Auf dessen Predigt mochte sie hören. Sie fing an, in die Kirche zu gehen, nicht als Pastors Köchin, sondern für sich, ganz für sich. Aber auch nicht etwa, natürlich nicht mit dem großen Gesangbuch, auf dem das Taschentuch liegt, sondern frank und frei, die Augen geradeaus in die Sonne, auf die Wolken, unter die Menschen, auf Altar und Kanzel. Du kannst annehmen, daß sie den Text vorher wußte. Dagmar äußerte sogar die Vermutung, ihr Bruder bespräche vorher die Predigt mit seiner Köchin. Doch das steht nicht fest. Wenn er aber von oben zu den Leuten predigte, dann schwieg sie nur, weil es sein mußte. Sonst hätte sie Einwürfe gemacht, kritisiert und gelobt, je nachdem. Hinterher tat sie das gern, und der Pastor hörte es gern, wie seine Rieke die Predigten besprach. Das war nicht die Kritik der vornehmen Leute: „— — eine schöne Rede, — — oder: heute war er mal recht langweilig, es dauert überhaupt zu lange, — — oder: eine schöne Aussprache — — und die schönen Hände und Bewegungen — — ja, und das Organ — — ach! und wenn er so aufgeregt wird und schimpft, das ist schön, das hör' ich ja gern — —, oder: der spricht so sanft und gut, da kann man so andächtig zuhören (— und schlafen)". Nein, die Rieke achtete ihren Pastor und forderte von ihm vernünftige, faßbare Gedanken. Dies Weib hatte als Kellnerin die Menschenseele studiert; mit gesundem Mutterwitz vertiefte sie ihre Psychologie. Sie konnte faktisch mitreden und nahm sich das Recht dazu, nicht um zu nörgeln, sondern der Wahrheit zur Ehre und ihrem Pastor zu Liebe. Manchmal trug sie einen Predigtgedanken lange mit sich herum und kam mit dem Urteil zur rechten Stunde. So z. B. stand sie mit anderen Dorfweibern am Kirchhofszaun, als der Pastor beim Begräbnis des alten versoffenen Kapitäns die Rede zu halten hatte. Diese Grabrede hatte nach ihrer Ansicht einen falschen, weil unvollständigen Schluß. Richtig sei ja, „daß die lustigen Leute ihr Begräbnis nicht vergessen sollen. Der Tod kommt und wir müssen mit ihm rechnen" —, ja, aber — „mit dem Leben müssen wir doch ooch rechnen — nich? — Nu also, denn verjessen Se bloß nich, det wir alle Menschen sind — det ist sehr wichtig."

Mit dieser Wahrheit hatte sich Rieke nicht gleich nach dem Begräbnis hervorgewagt. Sie mußte es noch begrübeln. Leider hat sie dann dem guten Dahl die Bedeutung des Gedankens etwas spät klar gemacht. Wir kommen darauf zurück.

A. Urbain.

Vom Büchertisch.

Tim Klein, Es werde Licht! Ein neues Lied vom Luther. Selbstverlag, 2. Tausend.

Derselbe. Er und wir. Eine Rhapsodie. In Kommission bei Theod. Lampart, Augsburg 1904.

Kühne, kräftige, durchweg formgewandte, zum Teil schöne Verse, die Person und Werk des Reformators richtig werten, sachlich und glücklich gegen Rom polemisiern, nicht konfessionell eifern, sondern in mehr nationalem und kulturellem Interesse warnen, wehren und begeistern wollen, bietet uns dies „neue Lied vom Luther". Die einzelnen teils kürzeren teils längeren Gedichte mit Überschriften wie: „Ins Kloster 1505", „Der Mönch", „Rom 1510", „Der Ablaßmarkt 1517", „Luther predigt", „Wimpina predigt", „Die Bulle brennt 1520", „Worms 1521", „Huttens Sendung", „Die Gesellschaft Jesu", „Luthers Tod", „Es werde Licht" u. a. eignen sich zum Vortrag in ev. Männer- Jünglings- und Parochialvereinen, sowie bei Versammlungen des ev. Bundes.

Die Rhapsodie „Er und wir" von demselben Verfasser steht dem vorigen an Schwung und Schönheit einigermaßen nach. Die 20 Gedichte mit voranstehenden Mottos aus der Bibel, Goethe, Horaz, Tauler, Novalis enthalten freie, kühne, zum Teil begeisternde Gedanken über Gott, Welt, Sünde und Christus, aber sie bieten mehr „Gedankenpoesie", Anregungen für Denker, als unmittelbar volkstümlich wirkende Antriebe für Gemüt und Willen. Sie wollen langsam gelesen und durchdacht sein. Ein feiner christlicher Idealismus durchweht wohltuend die Verse.

Schönwald.

Die Calwer Familienbibliothek (à Bd. 2 ℳ geb.) bietet gute und billige Geschenkliteratur für christliche Kreise. Ohne auf einzelnes einzugehen, machen wir nur besonders aufmerksam auf die Lebensbilder von A. H. Francke, Zinzendorf, Jung-Stilling, Spurgeon, Livingstone, Hannington (Ein Märtyrer für Uganda), Bach-Händel-Mendelssohn (Die ev. Musik in Lebensbildern), Wichern (Die erste populäre Lebensbeschreibung des Vaters der Inneren Mission!). Ferner: „Katholische Zeugen evangelischer Wahrheit", „Die Märtyrer der alten Kirche." Alles Bücher, die auch vortrefflich fürs praktische Amt zu verwerten sind. In dieser Hinsicht bietet auch Treffliches: Hesse, „Die Heiden und wir", 220 Geschichten und Beispiele aus der Heidenmission (3 ℳ). Ferner: „Afrika in Wort und Bild", mit besonderer Berücksichtigung der ev. Missionsarbeit (416 S. Lexik. F., 215 Abbildungen, 5 ℳ, geb. 7 ℳ). A.

Heinrich Lüdemann. Das Germanische Papsttum. — Die Fabel von Jesu Christo. — Die ewige Religion. Ausblicke in Deutschlands Zukunft. 45 S. Selbstverlag des Urhebers.

Derselbe. Gott ist tot, es lebe der neue Gott! — Die germanisch-katholische Kirche. 102 S. Ebenda.

Es ist kaum möglich über diese beiden als „reformatorische Tat" sich selbst bezeichnenden Bücher ernsthaft zu referieren. Doch ihr „Urheber" möchte gerne ernst genommen werden und da er „eigentlich verkrachter Theologe" ist, nunmehr aber Privatlehrer in Wilhelmshaven, und sich als „Korrespondent für Firma Gott und Söhne" einführt, so geschehe ihm für ein Weilchen sein Wille. Im 1. Bändchen wird aus Anlaß der Kalthoff'schen Bücher über „das Christusproblem" die Boussetsche Gegenschrift: „Was wissen wir von Christus" als Zeugnis eines noch möglichst konservativen „Historikers" verwandt, um den geschichtlichen Jesus von Nazareth als eine historisch mindestens höchst problematische Gestalt nachzuweisen. Und damit meint der Verfasser auch der Ritschlschen Theologie in ihrer Beschränkung der Gottesoffenbarung auf Christus mit einem Schlage den Todesstoß versetzt zu haben. Doch statt des geschichtlichen Jesus verkündet er nun einen „ewigen, idealen Christus", der — vielleicht einmal in Jesu von Nazareth, gewiß aber, wenigstens teilweise, in einer Reihe hervorragender Menschen Gestalt gewonnen hat. Diese hervorragenden Menschen nun preist er als Repräsentanten eines „Germanischen Papsttums" und denkt ihnen in einem „heute über fünf Jahre" abzuschließenden Werke „Geschichte des germanischen Papsttums" einen Ehrentempel zu errichten. — Ich bin der Meinung, daß nach dem krausen Gedankenwirbel, der das erste Schriftchen durchzieht, es dazu kaum kommen wird — hoffe wenigstens, es nicht anzeigen zu müssen. — Doch da liegt ja schon sein 2. Heft von der „Germanisch-katholischen Kirche" neben mir, mit seinem Motto: „Gott ist tot, es lebe der neue Gott!" Es soll schon für den neuen Reichsbau die Grundsteine liefern. Doch trotz der zahlreichen Lesefrüchte aus Kant und Plato, aus Thomas von Aquin, Thomas a Kempis und Matthias Claudius kann mich der Verfasser nicht von der Klarheit auch nur eines seiner Gedanken überzeugen. Oder sollte das Ganze als Satire gemeint sein? Ich wüßte nur nicht, auf wen? höchstens auf den „Urheber", den von ihm auf ungezählten Blattseiten immer wieder mit vollem, edlen Namen genannten „Heinrich Lüdemann aus Wilhelmshaven". Kohlschmidt.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 1.

Bremen
Berlin.

1. Januar 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: 1904. Ein Rückblick. — Unweihnachtliches aus der Kirche. — Westpreußen. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

1904.
Ein Rückblick.

Graf Bülow hat mit seiner Politik der Versöhnung und Beruhigung der konfessionellen Gegensätze im Deutschen Reich, d. h. mit seinen Konzessionen an das ultramontane Zentrum, erreicht, was jahrelange eifrige Bemühungen nicht zuwege brachten, daß der protestantische Volksteil sich auf sein Recht und seine Eigenart besinnt, die Augen öffnet und die schwere Gefahr zu erkennen beginnt, die deutschem Wesen und deutscher Kultur von der planmäßigen zähen und schlauen Politik des Ultramontanismus droht. Die Freigabe der marianischen Kongregationen, die einst Falk von den Gymnasien ausgeschlossen hatte, als die Stätten, an denen ultramontane Gesinnung in deutschen Jünglingsherzen gar gekocht werden kann, und die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, die an sich ohne unmittelbare Folgen, vom evangelischen Volksteil als Faustschlag empfunden wurde, weil alle Gegenvorstellungen von Tausenden von Einzelnen, von Kreissynoden und Provinzialsynoden und dem eben mit dem Willen des Kaisers gegründeten Kirchenausschusse rücksichtslos als „Geschrei" unbeachtet blieben, haben eine gute Wirkung getan. Die Zunahme der Mitgliederzahl des Evangelischen Bundes nach Tausenden, die glänzend besuchten Tagungen des Gustav Adolf-Vereins in Heidelberg und des Evangelischen Bundes in Dresden waren äußere Zeugnisse für diese Wirkung. Bedeutsamer aber sind die Bewegungen, die im Protestantismus seitdem sich kundgeben. Wenn D. Pank in Heidelberg offen und frei von dem Mißtrauen sprach, das gesäet sei zwischen Volk und Regierung, so war sein Wort ein Zeugnis aus dem Gesamtempfinden des Protestantismus heraus. Der Evangelische Bund aber verhandelte ernstlich die Frage einer aktiven Einwirkung auf die deutsche Politik, indem er freilich die Bildung eines evangelischen Zentrums ablehnte, doch aber seinen Gliedern es zur Gewissenspflicht machte, bei den Wahlen auch nach der Stellung des Kandidaten zu Rom zu fragen. Unter gleichem Gesichtspunkt trat der Synodaltag in Worms ans Licht der Öffentlichkeit, es galt zu beweisen, daß der deutsche Protestantismus nicht die Quantité negligeable sei, als die ihn zu behandeln man sich am Regierungstisch gewöhnt hatte und wenn jene andere Notablenversammlung in Leipzig mehr eine persönliche Verständigung der Führer großer kirchlicher Vereinigungen herbeigeführt hat, so ist auch hier eine Möglichkeit zu gemeinsamem Handeln im gegebenen Fall angebahnt.

Es wäre verfrüht und verfehlt, jetzt schon in kurzen Sätzen auf unsere Gedanken über beide Unternehmungen einzugehen, sie sind erst eben entstanden, sie müssen nun erst werden und sich ausgestalten. Der kirchliche Liberalismus — bei der Einladung von der Rechten nicht einfach übergangen — will und wird an ihrer Gestaltung mitarbeiten. Nur zwei Bemerkungen seien gestattet, daß Organisationen vieles aber nimmer alles schaffen können, und daß eine Gefahr hier zu vermeiden sein wird, ernst und fest, — die Nachahmung römischen Wesens.

Darum freuen wir uns, daß mit jenen Einigungsbestrebungen zusammenfällt andere innerkirchliche Arbeit, die jene Bestrebungen zu fördern und vor Verfehlungen zu bewahren geeignet ist, Arbeiten, die auf der Linie liegen, die wir im vorigen Jahresrückblick andeuteten, die Glieder der Gemeinde ins Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Pflicht zu erheben, aus der Pastorenkirche eine Volkskirche zu machen.

Hier ist vor allem zweier Ereignisse zu gedenken in zeitlicher Folge: Die Begründung der Vereinigung der Freunde der „Christlichen Welt" und der XXII. Deutsche Protestantentag. Ist dort ein Neues aus der Verborgenheit in die Öffentlichkeit und damit zu öffentlicher Wirksamkeit im oben angedeuteten Sinne gekommen, so hat hier ein altes Streben, wie wir es vor einem Jahre hofften, neu und tief Atem geholt zu neuer Wirkung aufs Volk und im Volk. Arbeitslust und Arbeitskraft haben beide bewiesen, jener Kreis mit weitherziger Heranziehung auch protestantenvereinlicher Männer in dem groß angelegten Unternehmen der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" (Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.) und in neuer Übersetzung und Erklärung des Neuen Testaments (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen), dieser in der Begründung und ernsten Arbeit der Sektionen, die auch Nichtmitglieder heranzieht und deren Weiterarbeit gesichert ist. Von beiden Vereinigungen aus geht eine reiche Lehrarbeit in Ferienkursen, Konferenzen, Diskussionsabenden und Vortragszyklen. Es ist natürlich und erfreulich, daß auf die Wirkung die Gegenwirkung nicht ausbleibt und auch die sog. positiven Kreise zu eifriger Arbeit in Verbreitung religiöser Kenntnisse und Erkenntnisse sich aufmachen oder zusammentun, so der fleißige Herausgeber von „Glauben und Wissen", Dr. Dennert, u. a. m.

Im schroffen Gegensatz zu solch sachlicher Arbeit steht freilich das niedrige hetzerische Treiben gewisser positiver Kreise in Berlin gegen den Pfarrer an der Markuskirche D. Max Fischer und seinen Vortrag auf dem Protestantentage. Mit den Mitteln der Schmähung, der Verdächtigung und persönlichen Herabsetzung, mit dem Anrufen der kirchlichen Polizeigewalt stellt sich diese Agitation auf ein Niveau, auf dem die elementarsten Forderungen sittlicher Gerechtigkeit, geschweige der christlichen Liebe, keinen Boden mehr haben (Ev. Luc. 9, 55).

Wir gehen ernsten Zeiten entgegen. Unverkennbar schwierig ist die Lage des Kirchenregiments in die eigene Gesinnungsgenossen es durch die unüberlegte Aufrollung der Bekenntnisfrage brachten. Das total falsche Bild, das die orthodoxen Synodalmajoritäten vom wirklichen Bekenntnisstande der getauften zur Kirche sich zählenden und für sie zahlenden, damit auch ihrer Sorge befohlenen Gemeindeglieder bietet, wird ein kluges Kirchenregiment nicht ebenso täuschen, wie blinde Parteiführer, die sehen, was sie wollen oder aus ihren Parteischeuklappen heraus nur sehen können; die Tradition kann nicht einfach gelten bei der raschen und totalen Änderung, die die moderne Entwicklung seit 30 Jahren in den Anschauungen des Volkes gezeitigt hat, selbst der Reichsbote muß anerkennen, daß der moderne Kritizismus nicht ohne Einfluß bleiben kann auf die Geistlichkeit, geschweige — fügen wir hinzu

—auf die Gemeinden, gewisse Resultate der theologischen Wissenschaft kann nur mehr noch die Ignoranz oder die Parteiblindheit leugnen oder verfluchen, ernste Konsequenzen aus diesen Resultaten in würdiger Form vorgetragen, können nicht als Unglaube und Glaubenszerstörung gebrandmarkt werden, wenigstens von der Bildung und der Liebe nicht — immer furchtbarer droht oder wirkt schon der Verdacht der Unaufrichtigkeit evangelischer Geistlicher aus Furcht vor Denunziation und Disziplinarverfahren — wahrhaftig eine schwere Lage des Kirchenregiments, für die Mut, Weisheit und Glaube aus ehrlichem Herzen ihm zu wünschen sind. Der kirchliche Liberalismus, berufen, die der Kirche durch die in ihr vorwaltende Orthodoxie entfremdeten Kreise religiös zu versorgen, mit dem kirchlichen Leben in Verbindung zu halten und sie dem Leben in der Kirche wieder zu gewinnen, will diese positive Arbeit in der Kirche und für die Kirche leisten und er wird es können, wenn diese Kirche ihm seine Arbeit durch Ketzerprozesse und Vergewaltigungen persönlicher ernster Glaubens- und Schaffensfreiheit nicht unmöglich macht. In einer Zeit, da das religiöse Interesse neu erwacht und religiöse Fragen in Laienkreisen reichlich besprochen werden, ist die furchtbarste Gefahr die, daß die offiziellen Verkündiger der Religion unter dem Fluch des Verdachtes der Unwahrhaftigkeit in ihrem Wirken gelähmt werden. Das mutige Vorgehen z. B. der Evangelisch-sozialen Vereinigung im Königreich Sachsen, durch Diskussion in Arbeiterversammlungen die Verbindung der Kirche mit den Arbeiterkreisen zu erhalten oder neu zu knüpfen, wie es im höchsten Grade nachahmenswert ist, kann nur dann von Erfolg sein, wenn die Pastoren, ob positiv oder liberal, ganz gleich, — von dem Verdachte rein sind, irgend einem anderen als ihrem Gott und ihrem Meister Jesus zuliebe zu reden. Herr Gott hilf, daß wir dahin kommen!

Im Anfang des Jahres hat der Fall Mirbach eine Weile das Interesse weiter Kreise, nicht zum Vorteil der Sache der Religion, auf kirchliche Fragen gelenkt. Auch unsere rechtzeitigen Warnungen vor dem redlichen aber gefährlichen Eifer dieses Mannes, den kirchlichen Wünschen des Herrscherpaares genüge zu tun, blieben, wie andere, ungehört und die Entfernung v. Mirbachs aus seiner Stellung, der Triumph antikirchlicher und antireligiöser Stimmen, das vergebliche und verfehlte Eintreten kirchlicher Notabeln für den in seiner Stellung Bedrohten, haben dem Ansehen der evangelischen Kirche keinen Nutzen gebracht.

Unter der sicheren Hut der ausschlaggebenden Partei des Zentrums und der notgedrungenen oder freiwillig gewährten Gunst der Regierung hat sich das Selbstbewußtsein und die Anmaßung des Ultramontanen kräftig weiter entwickelt. Die völlige Trennung beider Volksteile, des evangelischen und katholischen, schon beginnend mit der untersten Schule und durchgeführt in konfessionellen Universitäten ist das Ziel, das frei und unverfroren der „friedliche" Regensburger Katholikentag aufgestellt hat. Einzelübergriffe zu notieren verbietet der Raum, sie sind immer nur Etappen auf dem konsequent verfolgten Wege zu jenem Ziel. Wem dieses Ziel klar ist, der kann, wie immer auch Realpolitiker zum Opportunismus mahnen und die augenblickliche Lage der Dinge als den einzigen Maßstab für die schulpolitische Arbeit hinstellen, den Widerwillen gegen das Schulkompromiß, das freilich ein Name wie der des unzweifelhaft in seinem Protestantismus bewährten D. Hackenberg deckt, nicht loswerden. Jedenfalls wird die geschichtliche Entwicklung, wenn sie so verläuft, wie die Kompromißleute es wollen, nach schweren Kämpfen, die das Kompromiß vermeiden will aber nicht verhindern sondern verschärfen wird, den Gegnern des Kompromißantrages, die die Schule aus der Verbindung mit der Kirche lösen und dem Staate zuweisen wollen, schließlich recht geben.

Während der Papst von Deutschland sagen kann: „mea Germania" und die ausländische klerikale Presse Deutschland als Muster hinstellt — Germania docet —, ringt im Nachbarlande Frankreich, einst das Gebiet der allerchristlichsten Könige, eine radikale und den religiösen Gedanken und Empfindungen wohl recht fernstehende Majorität den Einfluß römischen Priesterwesens nieder und sucht dem Kirchenwesen für alle Zeiten die Sehnen zu zerschneiden, indem es die Religionspflege aus den volkstümlich nötigen Veranstaltungen ausscheidet und zur Sache freier, aber polizeilich strengstens kontrollierter Vereine machen will. Noch ist der Kampf nicht entschieden. Wird er auf dem Wege entschieden, der jetzt eingeschlagen ist, so kann er u. E. weder in allen seinen Motiven, noch in seinem Verlauf, noch in seinem Ziel für mustergültig gelten. Das Land der Reformation wird und kann, wenn anders die Kirche dem Zug ins Sektenhafte, den eine enge Partei ihr aufdrängen möchte, widersteht, eine Volkskirche haben und ertragen.

Was so geschildert wurde erschien uns als das Bedeutsamste im vergangenen Jahreslauf, weil es teils neue Anfänge aufzeigt, teils allgemeinstes Interesse erweckte. Andere Bewegungen sind ruhig weitergegangen oder werden im neuen Jahre vielleicht erst Bedeutung gewinnen. Der Evangelisch-soziale Kongreß ist uns wert geworden mit seiner Arbeit, über den großen Religionskongreß in Basel haben wir berichtet, — die Los von Rom-Bewegung geht ihren Weg weiter mehr in der Stille und wohl auch in die Tiefe. Die Missionen haben unter scharfer Kritik gestanden, auch für sie öffnen sich weitere Gesichtskreise durch die Verbindung mit den kolonialen Bestrebungen oder durch den Widerspruch, den sie gegen die Art jener Bestrebungen erheben müssen. Der große Krieg im Osten, furchtbar mit zu erleben für den, der den Friedefürsten seinen Meister nennt, wird neue Aufgaben dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein stellen — mögen die Arbeiter nicht fehlen, sie in die Hand zu nehmen.

Menschen sind's, die die Zeit in Jahre teilen, der Herr der Zeit aber ist unser Gott, ihm und seiner frohen Botschaft durch Jesus an die Menschen soll dienen, was geschieht für Pflege der Religion unter den Leuten, er wird prüfen, was bleiben und was untergehen muß, möchten die Menschen dessen in Bescheidenheit sich immer bewußt sein. So heißt's nicht im Vaterunser: Dein Wille geschehe, wie auf Erden also auch im Himmel — sondern so heißt's: Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.

Unweihnachtliches aus der Kirche.

Von Amt und Brot vertrieben hat in Mecklenburg der Pastor des Diakonissenmutterhauses Bethlehem in Ludwigslust, Schmaltz, Weihnachten feiern müssen, weil ihn die Kirchenbehörde seines Amtes entsetzt und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt hat. Sch. hat mehrere Jahre in Frieden seines Amtes gewaltet, er gehörte mit seinen Anschauungen der rechten Seite der Mittelpartei an, was dem Kirchenregiment bekannt war, da kommt ein forscher, junger, stramm-orthodoxer Hülfsprediger an die Anstalt, der in schärfster Form den Bekenntnisglauben prononziert, die milde Art des Pastors Sch. sticht ab, es entsteht die Frage: Woher der Unterschied? Sch. hat — selbst im Unklaren über die Berechtigung der Lehren von der jungfräulichen Geburt und der leiblichen Auferstehung — diese Lehrpunkte in seinen Predigten beiseite gelassen — sich nicht mit der wünschenswerten Klarheit ausgesprochen! Er merkt die Unruhe in seinem Schwesternkreise, er meldet diese Vorgänge seiner Behörde, er leugnet jene Punkte des Bekenntnisses nicht, aber er bekennt über sie noch nicht klar zu sein — er wird einfach abgesetzt. Also: er durfte nicht nur nichts gegen die Kirchenlehre sagen, sondern es ist ihm zum Verbrechen schon angerechnet, daß er über

Punkte schweigt, über die er noch nicht zur Klarheit gekommen ist. Wie unväterlich und lieblos, wie juristisch-schematisch ist dies Verfahren. Berufung ist eingelegt, ihr Erfolg bleibt abzuwarten. — Über die Berliner Vorgänge haben wir oben im Jahresbericht eine Bemerkung, sie wird in Kürze durch eingehende Behandlung der Sache erweitert. — Ein dritter Vorgang aber sollte das Kirchenregiment vorsichtig machen dem Drängen gewisser Kreise nachzugeben. Der in der sog. Gemeinschaftsbewegung bekannte Pastor Damman (ehemaliger Pfarrer in Essen, jetzt „Evangelist"), der seinerzeit den Sturm gegen den Bonner Ferienkursus (den „Fall" der Professoren Meinhold und Grafe) erregte und williges Gehör beim Kirchenregiment fand, macht jetzt in einem Sonderabdruck aus „Licht und Leben" (Jahrg. 1903) „Eine gefährliche Allianz" die Landeskirche in letzter Linie verantwortlich für das christenfeindliche Wesen der Zeit. Die Chronik Nr. 52 teilt folgendes aus dem Inhalt mit:

> In ihr, der Landeskirche, seien die Mengen von ungläubigen Gebildeten à la Ladenburg, modernen Heiden, charakterlosen Heuchlern, Gewohnheits-, Namen-, Kirchenbuchs- und Karfreitagschristen. Die wenigen ernsten Christen seien in den Gemeinschaften. Die Generalsynode habe nicht für die Stillen im Lande den erwünschten hellen Posaunenton gegeben. Der Greuel der Verwüstung in der Kirche, deren leitende Kreise tote Leute seien und ein totes Werk treiben, werde immer größer. Sie sei aus den Tiefen des Volkslebens entwurzelt, werde nur durch die wesenlosen, ja „gräßlichen" Zeremonien der Taufe und die „rührselige Komödie" der Konfirmation zusammengehalten, mit letzterer konfirmiere man in Wirklichkeit die Kinder aus der Kirche heraus, und alles dränge darauf hin, daß die Staatskirche in Trümmer gehe. —

Hier ist die Konsequenz nach der Sekte hin gezogen, die Konsequenz, die dort anhebt, wo man Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit und nicht Glaube und Leben zum Maßstabe der Christlichkeit macht.

Westpreußen.

Wir Westpreußen haben den Vorsprung, den andere Teile unseres Vaterlandes vor uns voraus haben, wieder einmal um einen Schritt eingeholt. Wir leiden unter dem Mangel einer eigenen Universität. Das ist mit eine der Ursachen, weshalb das geistige Leben bei uns nicht auf der Höhe steht, welches es in anderen Provinzen erreicht hat. Auch unter den Geistlichen Westpreußens macht sich für den, der andere Verhältnisse kennt, ein gewisser Mangel an wissenschaftlichen Interessen bemerkbar, tritt eine gewisse geistige Schwerfälligkeit zu Tage. So ist es bisher nicht möglich gewesen, eine Einrichtung auch für unsere Provinz zu schaffen, die in anderen Gegenden schon lange ihre segensreichen Wirkungen entfaltet hatte: einen wissenschaftlichen Pfarrertag, oder, wie er sonst wohl genannt wird, einen „Fakultätstag". Nach längeren Verhandlungen war nun auch für unsere Provinz ein erster Versuch mit der Abhaltung einer solchen wissenschaftlichen Besprechung gesichert. Zwei Herren der Königsberger Universität, Herr Professor D. Dr. Giesebrecht und Herr Privatdozent Lic. Hoffmann, hatten freundlichst je einen Vortrag zugesagt, und am 28. November wurde nun in Danzig das lange Geplante wirklich Ereignis. Die Beteiligung war in Anbetracht der weiten Wege und der ungünstigen Verkehrsverhältnisse des Ostens eine befriedigende. Etwa 50 Teilnehmer hatten sich eingefunden.

Den ersten Vortrag hielt nach der seitens des Vorsitzenden des westpreußischen Pfarrervereins, D. Kleefeld-Ohra, erfolgten Begrüßung Prof. Giesebrecht über die Frage: „Läßt sich ein aufstrebender Stufengang in der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte erkennen?" Der Vortragende steht auf dem Boden der Wellhausenschen Geschichtsauffassung. Dieselbe trat auch deutlich in seinen Ausführungen zu Tage. Zwei große Stufen stellen sich in der Hauptsache dem Beobachter in der Entwicklung der alttestamentlichen Religion dar: die vor- und die nachexilische. Die vorexilische kennzeichnet sich in gradliniger Fortsetzung der Patriarchenreligion als Nationalreligion, eng verknüpft mit allen organischen Äußerungen des Volkslebens. Das Exil nun vertieft die Beziehungen Jahves zum Einzelnen, es tritt auf der nachexilischen Stufe eine unerhörte Individualisierung der Religion ein. Dadurch wurde die innerliche Religion des Christentums vorbereitet. Man darf also wohl von einem aufsteigenden Stufengang in der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte sprechen. — Interessant war es, daß gegen diese Ausführungen des Vortragenden in der nachfolgenden Besprechung aus der Mitte der Versammlung heraus grundsätzlicher Widerspruch nicht erfolgte, man also den Entwicklungsgedanken für die Religion des Alten Testaments erträglich fand. Das will für unsere westpreußischen Verhältnisse immerhin schon viel sagen. Nur ein Mitglied des königl. Konsistoriums, Lic. Gröbler, glaubte in der an den zweiten Vortrag sich ebenfalls anschließenden Debatte noch auf Giesebrechts Ausführungen zurückkommen und vor solchen Anschauungen warnen zu müssen, als ob die Verhältnisse in natürlicher Entwicklung sich so auf das Christentum zugespitzt hätten, daß dieses „beinahe" „von selbst" entstanden wäre. Prof. Giesebrecht wußte aber in seiner darauf folgenden Erwiderung sich tüchtig seiner Haut zu wehren.

Lic. Hoffmann folgte in seinem Vortrage fast Punkt für Punkt den einzelnen Aufstellungen Kalthoffs, um dieselben als unhaltbar nachzuweisen und ad absurdum zu führen. Das ist ja nun den vielen gewagten und übertriebenen Behauptungen Kalthoffs gegenüber wohl nicht allzu schwer. Ob Kalthoff aber wirklich kein anderes Verdienst mit seinen Büchern für sich in Anspruch nehmen darf als nur dieses, gezeigt zu haben, „zu welchem grimmigen Fiasko die ökonomische Geschichtsauffassung, die Anwendung des Grundsatzes der immanenten Entwicklung auf das Christentum führt?" Darf man Kalthoff nicht auch dieses Verdienst noch zugestehen, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den Umstand gelenkt zu haben, daß das Christentum in höherem Maße noch, als es bisher zu geschehen pflegte, in den Fluß der Erscheinungen zu stellen ist, wenn auch gerade die Beziehungen des Christentums zur Mitwelt, welche Kalthoff in den Vordergrund rückt, die sozialen, bei weitem nicht den Einfluß auf seine Entwicklung ausgeübt haben, wie Kalthoff glauben machen will? Auch dieses bescheidene Verdienst, welches in der Debatte hervorgehoben wurde, wurde von dem Herrn Vortragenden nicht gelten gelassen. Kalthoff erfuhr somit auf allen Seiten eine vollständige und glatte Ablehnung mit seinen Aufstellungen. — Erfreulich war es, daß diese erste wissenschaftliche Veranstaltung des westpreußischen Pfarrervereins bei den erschienenen Gästen und Mitgliedern doch solch einen Anklang fand, daß der Wunsch nach einer künftigen Wiederholung derselben laut wurde.

Nachrichten.

Allgemeines.

Unaufhaltsam dringt die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit des Kriegszustandes zwischen der Kirchenlehre und wissenschaftlicher Überzeugung in Kreise, die bislang jeden Hinweis schon auf diese Unhaltbarkeit als indoliberale (!) Mache zur Zerstörung des Christentums hinstellten. Die „Deutsch-sozialen Blätter" Libermann von Sonnenbergs, die vom Verdacht des Indoliberalismus fern sein dürften, geben eine ausführliche sympathische Besprechung des von uns in Beilage Nr. 39 besprochenen

Richterschen Vortrages über: Hat die christliche Weltanschauung die Naturwissenschaften zu fürchten? Sie wollen damit dem gut deutschen Streben dienen, „einen tiefen Spalt überbrücken zu helfen, der sich in der deutschen Kultur von heute auftut und seine disharmonische Wirkung in der Brust wohl des größten Teiles unserer Volksgenossen ausübt". Sie wollen freilich die Anschauungen nicht als die ihrigen hinstellen oder für sie Propaganda machen, sondern nur zeigen, daß „in des Vaters Hause viele Wohnungen sind", daß man also überzeugter Christ sein und doch auf der Höhe jeglicher Bildung des zwanzigsten Jahrhunderts stehen kann.

Fameck. In einem Brief teilt der für Fameck zuständige evangelische Pfarrer mit, daß er ein evangelisches Kind unbeanstandet in der Reihe auf dem einst mit dem Interdikt belegten Friedhof begraben habe. Bischof Benzler hat das s. Zt. zurückgenommene Interdikt nicht wiederholt — und es geht auch so. — Sollte der deutsche Kaiser am Ende doch deutscher mit dem katholischen Bischof in Metz gesprochen haben, als die römische Presse es wahr haben will?

Vereine und Versammlungen.

Berliner liberale Pastoralkonferenz Dienstag den 3. Januar, 6 Uhr nachmittags, **Architektenhaus** Wilhelmstr. 92/93, Saal C. Tagesordnung: Referat „Die Offenbarung". Ref. Dr. Ferd. Jac. Schmidt. Debatte. Nach Schluß der Verhandlungen zwangloses Beisammensein. Theologen im Kirchen- und Schulamt und Kandidaten als Gäste willkommen. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich.

Berliner Unions-Verein (Deutscher Protestanten-Verein). **Winter-Vorträge** in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13/14, Freitag abends 8 Uhr: **Der Protestantismus im heutigen Deutschland.** 20. Januar: D. Websky, Herausgeber der Protestantischen Monatshefte: Das Wesen des Protestantismus und seine Entwicklung in Deutschland. 3. Februar: Pfarrer Dr. Luther: Der Protestantismus und das gegenwärtige kirchliche Leben in Deutschland. 10. Februar: Pfarrer Dr. Hachmeister: Der Protestantismus und das sittliche und soziale Leben unseres Volkes. 17. Februar: Oberlehrer Dr. Ferd. Jak. Schmidt: Der Protestantismus und die deutsche Wissenschaft. 24. Februar: Pfarrer Börsch (Eschersheim-Frankfurt a. M.): Der Protestantismus und die deutsche Literatur. 3. März: Prof. Eggeling (Weimar): Der Protestantismus und die deutsche Kunst. 10. März: Professor D. Pfleiderer: Der Protestantismus und die Zukunft des deutschen Reiches. Eintritt frei.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche

in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet

Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. ℳ 1.25, geb. ℳ 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Husten.
Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 ℳ Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.
Kerm Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1.0.

Soeben erschien:
Das kirchliche Frauenstimmrecht.
Von
Martha Zietz.
Preis 20 Pfg.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Die mystische Seite des religiösen Lebens.
Pastor Hartwich-Walle.
Preis 50 Pfg.
In jeder Buchhandlung vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Kirchenheizung
best bewährtes und unbedingt billigstes irisches System; über 2000 Anlagen ausgeführt.
H. von Böttticher, Hamburg V.

Sind Sie mein Kunde, so trag; derselbe enthält viele Kennen Sie meine Waren ein schönes Geschenk zur illustrierten Katalog, welcher ganz umsonst, wenn Sie mir
Friedrich Wilhelm Engels
weltbekanntes Stahl

?

verlangen Sie neuesten Nachwunderhübsche Neuheiten. nicht, dann sende ich Ihnen Probe, nebst meinem reich 2500 Nrn. u. Artikel enthält, 20 ₰ für Rückporto einsenden.
Dümmen-Gräfrath
Solingen No. 816.
waren-Versandhaus.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen